

## Das Kopfkissen von Frau Marx

Jan Tomasz Gross antwortet seinen Kritikern, *Tygodnik Powszechny*, 11. Februar 2001

Der bekannte Holocaust-Forscher Saul Friedländer beschreibt am Ende des ersten Bandes seiner Studie „Das Dritte Reich und die Juden“ eine für jene Zeit in Deutschland wohl ziemlich typische Szene. Am Tag nach der „Kristallnacht“ vom 9. November 1938, als die Staatsmacht im ganzen Land antijüdische Pogrome angezettelt hatte (die Bezeichnung „Kristallnacht“ leitet sich davon ab, daß die Straßen der deutschen Städte am nächsten Tag mit dem Glas Tausender zertrümmerter Schaufenster übersät waren), stöhnte eine Frau auf dem Marktplatz von Wittlich an der Mosel verzweifelt und hysterisch neben einem Lastwagen, auf dem gemeinsam mit einem halben Dutzend verprügelten Männern ihr Mann stand, der Metzger Marx. „Warum quält Ihr uns so? Was haben wir Euch denn jemals Böses angetan?“ rief sie aus und reckte ihre Hände in die Richtung der Gesichter der Nachbarn, die die ganze Szene aus den geschlossenen Fenstern ihrer Häuser beobachteten. Ihre Schreie trafen fast ein halbes Jahrhundert später auf ein unerwartetes Echo. Nach einem Vortrag von Friedländer in Hamburg kam ein junger Mensch zu ihm und richtete Grüße von seiner Großmutter aus, einer Einwohnerin aus Wittlich. Auf die verwunderte Frage des Vortragenden, um wen es gehe, erklärte der junge Mann, seine Großmutter sei vor dem Krieg eine Nachbarin von Frau Marx gewesen. Ähnlich wie viele andere Einwohner kam sie damals in den Besitz „hinterlassenen jüdischen Eigentums“ und der Zufall wollte es, daß sie ein Kopfkissen von Frau Marx besitzt. Mit schlechtem Gewissen bewahrt sie es auf dem Boden eines Schanks auf und weiß nicht, was sie damit anfangen soll.

Ich mußte an das Kopfkissen von Frau Marx denken, als ich im vergangenen Frühling einen Artikel von Jerzy Robert Nowak in *Nasz Dziennik* (14.5.2000) las. Aus diesem Artikel erfuhr ich, daß ich den Völkermord in Jedwabne beschrieben habe, um jüdische Bemühungen zur Entschädigung für die Verluste während des Krieges zu begründen. Dieses Argument hat mich nicht einmal verwundert, denn in dem Milieu, das dem Publizisten des *Nasz Dziennik* ideologisch nahesteht, ist die Assoziation von Juden und Geld ein verbreiteter Reflex. Etwas später äußerten sich beunruhigte Stimmen in den großen Zeitungen Polens zu der Frage, was denn nur passieren würde, wenn das Buch „Nachbarn“ in englischer Sprache herauskommt. Nachdem ich den Artikel von Paweł Machcewicz in *Rzeczpospolita* (11.12.2000) gelesen hatte, fragte ich mich, warum bei einem Wissenschaftler, der im Institut zum Nationalen Gedenken (IPN) für das Bildungsressort verantwortlich ist (dabei geht es darum, die polnische Bevölkerung in der eigenen Geschichte zu bilden), die Sorge dominiert, im Ausland einen guten Eindruck zu machen. Aber als der historische Vorsitzende der Arbeitsunion, Ryszard Bugaj, auf die Nachricht von der Tragödie der Juden in Jedwabne in einer ähnlichen Weise wie der Journalist von *Nasz Dziennik* reagierte, und der Vorsitzende des Kollegiums des IPN, Sławomir Radoń, seine Gedanken, die denen von Machcewicz ähneln, den Lesern von *Gazeta Wyborcza* mitteilte (20./21.1.2001), erkannte ich, daß hier eine grundlegende Begriffsverwechslung vorliegt. Ich glaube, einen ähnlichen Schluß hatte Jan Nowak-Jeziorański aus dieser Lektüre gezogen, als er den Artikel „Die Notwendigkeit der Wiedergutmachung“ (*Rzeczpospolita* 26.1.2001) schrieb und seiner Beunruhigung Ausdruck verlieh, daß die „Debatte (um Jedwabne) beginnt, eine falsche Richtung einzuschlagen“. Nun versuche also auch ich, einige der Inhaltsstränge zu ordnen, die in den Ausführungen der oben genannten Autoren vorkommen, damit klarer wird, zu welchen Problemen, die mit der Frage des sogenannten „hinterlassenen jüdischen Eigentums“ und dem Bild Polens im Ausland zusammenhängen, wir im Rahmen der Diskussion um Jedwabne Stellung beziehen müssen.

Beginnen wir mit der Feststellung, daß es nicht das Buch „Nachbarn“ ist, das uns heute diejenigen Probleme bereitet, über die Ryszard Bugaj, Jerzy Robert Nowak oder Paweł Machcewicz schreiben, sondern der Völkermord, der in Jedwabne begangen wurde. Bei der Lektüre ihrer Texte könnte man zu der Auffassung kommen, daß wir nicht mit den Konsequenzen der Taten ringen, die vor einem halben Jahrhundert begangen wurden, sondern mit den Folgen der Texte, die diese Taten beschreiben. Mit den Konsequenzen jener Taten werden wir nur fertig werden können, wenn wir die eigene Geschichte einer tiefgehenden Reflexion unterziehen. Besorgte Pressekommentare nach dem Motto „Was werden bloß die anderen über uns sagen?“ sind hier eher fehl am Platze. Sie liefern höchstens den nächsten Beweis für die entfremdete kollektive Identität der Polen, mit der wir es zu tun haben, weil die polnisch-jüdischen Beziehungen während des Krieges verfälscht wurden. Ich schreibe, den „nächsten“, weil die

besorgten Patrioten nicht zum ersten Mal so auf die Verfolgung von Juden in Polen reagieren. „Sehr häufig wiederholten polnische Redner auf Protestveranstaltungen nach dem Pogrom in Kielce die Frage: ‘Was wird das Ausland über uns denken?’, berichtete die zionistische Zeitung *Opinia* [Meinung] am 25. Juli 1946. „Wie gern hätte man einmal die einfache, aber doch für unser Ohr so angenehme Frage gehört: ‘Was denken bloß unsere jüdischen Mitbürger über uns?’“ Wir bauen kein Fundament einer freien und schöpferischen kollektiven Existenz auf, indem wir aufgeregt verfolgen, wie sich das eigene Antlitz in den Augen Anderer widerspiegelt. Wir verlieren unsere Authentizität, wenn wir die Kraft zu bestimmen, wer wir eigentlich sind, auf Fremde übertragen – und warum ausgerechnet auf das Polen gegenüber unfreundlich eingestellte jüdisch-amerikanische Milieu? Wir müssen unsere schwierige Geschichte aus eigener Kraft mit unserem Selbstbild in Einklang bringen. Wir müssen die kollektive Biographie verstehen, die uns über Generationen hinweg verbindet. Denn nicht das, was andere über uns sagen, ist wirklich wichtig, sondern wie wir uns selbst mit der eigenen Vergangenheit konfrontieren. Achtung bei anderen werden wir sowieso erst dann erzielen, wenn wir aufhören, uns vor der eigenen Geschichte zu fürchten. Das ist ein schwieriger und zeitraubender Weg, aber einen anderen gibt es nicht.

Die Publizisten, die Alarm schlagen, daß die Juden „Polen“, wie Bugaj sagt, vor Gericht verklagen, muß man fragen: Warum sollten die Menschen ihre strittigen Probleme nicht vor Gericht lösen? Haben wir nicht gerade für ein solches Polen und eine so geregelte internationale Ordnung gekämpft? Hat uns nicht immer die Willkür der Parteilobben und das Faustrecht gestört, das den Sieg des Stärkeren garantierte? Die Alternative dazu ist der Rechtsstaat und die Konfliktlösung vor einem unabhängigen Gericht, nach festgelegten, verständlichen und allgemein akzeptierten Regeln. Das ist sicherlich eine unvollkommene Lösung, aber eine bessere wurde bisher nicht erfunden. Wir sollten uns also beruhigen. Es ist nicht anstößig, wenn die Menschen ihre Konflikte mit Hilfe von Juristen lösen. Schließlich haben wir doch von einer Welt geträumt, in der wir uns in den Händen unabhängiger Gerichte statt in denen einer disponiblen politischen Polizei befinden. Durch viele Entbehrungen vieler tüchtiger Menschen und dank einer wunderbaren Entwicklung der Umstände ist uns das gelungen. Ein Teil dieser neuen, fröhlichen Wirklichkeit ist, daß wir unsere Rechte einfordern und uns um den Ausgleich von Unrecht bemühen können, das wir bis vor kurzem schweigend ertragen mußten. Die heutigen Rechte gelten ihrer Natur nach für alle, sie diskriminieren die Menschen weder wegen ihrer religiösen Überzeugung noch wegen ihrer sozialen Herkunft. Also kann auch ein Jude vor Gericht die Rückübertragung seines Vermögens einklagen, genau wie jeder andere Mietshausbesitzer oder Ex-Landadliger. Es ist auch wichtig darauf hinzuweisen, daß nicht „die Juden“ „uns“ vor Gericht zerrren, sondern konkrete Juden strengen einen Prozeß gegen konkrete Rechtssubjekte – Personen oder Institutionen – an, in dem es um das konkrete Eigentum geht. Und auch dort, wo Rückübertragungsforderungen allgemeiner Natur ins Spiel kommen – wenn es zum Beispiel um das Eigentum der jüdischen Religionsgemeinden geht –, wissen wir genau, womit wir es zu tun haben. Auch das ist eine sehr konkrete Angelegenheit, die ihre Analogie z.B. in den Rückübertragungsforderungen der katholischen Kirche findet. In beiden Fällen geht es um die Enteignungsgesetze und -praktiken, die von den Kommunisten in Volkspolen eingeführt wurden, die bekanntlich eine ganz eigene Einstellung zum Privateigentum hatten. Die Lösungen, die die Kommunisten für diesen Bereich des gesellschaftlichen Lebens einführten, werden mit Sicherheit weder die nationalen Patrioten unter dem Schild des *Nasz Dziennik* und wohl auch noch nicht einmal die Politiker der Arbeitsunion bis zum letzten verteidigen. Wichtig ist auch, zu beachten, daß die Rückübertragungsforderungen von Juden gegenüber „Polen“ – um diese emotional aufgeladene Formulierung aus den Zeitungen zu verwenden –, nicht zu vergleichen sind mit den Ansprüchen, die seinerzeit der Staat Israel oder jüdische Institutionen gegenüber Deutschland erhoben haben. Der polnische Staat hat nämlich niemals zu Mord und Raub an den Juden aufgerufen. Jacek Kurczewski hat dazu in *Wprost* unlängst einige prägnante Sätze zu Papier gebracht. Die Ermordung und Plünderung von Juden durch ihre polnischen Nachbarn während der Okkupation war eine spontane Handlung, eine individuelle Initiative, manchmal wurde sie allenfalls, wie in Jedwabne, von den lokalen Behörden, die unter der Schirmherrschaft der Nazis eingesetzt worden waren, koordiniert. Das Problem besteht darin, daß der Raub jüdischen Eigentums so verbreitet war, daß das potentielle Ausmaß von Rückübertragungsforderungen riesig ist. (Ich zitiere als Beispiel den bekannten Memoirenschreiber aus der Besatzungszeit, Dr. Zygmunt Klukowski, aus Szczebrzeszyn: „In die Stadt stürmte jeglicher Abschaum, es kamen zahlreiche Fuhrwerke vom Land. Alles wartete fast einen ganzen Tag darauf, mit dem Plündern beginnen zu können. Von verschiedenen Seiten kommen Nachrichten über das skandalöse Verhalten eines Teils der polnischen Bevölkerung und über Plünderungen der verlassenen jüdischen Häuser. Dahinter wird unsere Kleinstadt sicherlich nicht zurückbleiben.“) Wir stehen heute einfach vor den Folgen der allgemeinen Demoralisierung während

der Besatzung. Es macht keinen Sinn, die Juden für das Ergebnis dieses Vorgehens der Antisemiten verantwortlich zu machen. Ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende ist es an der Zeit, verschiedene, uns belastende Gegenstände loszuwerden, in deren Besitz wir im Zuge der tragischen historischen Umstände gelangt sind, oftmals auf eine Weise, auf die niemand stolz sein kann. Es handelte sich nicht um „Niemandsgut“ und wir müssen bereit sein, es zurückzugeben. Vieles von diesem Vermögen haben wir schon abgenutzt und verschlissen. Und die Mehrheit der Dinge, die noch in unseren Händen verblieben sind, wird ohnehin niemand mehr zurückverlangen. Aber ohne einen klaren Willen zur Wiedergutmachung wird die Last dieser vereinnahmten Güter – selbst wenn es sich nur um ein Daunenkissen handelt – nicht zu ertragen sein. Wir haben es hier nämlich, einfach gesagt, mit einem ethischen und nicht mit einem buchhalterischen Problem zu tun. Geld kann Reue nicht ersetzen. Und Sühne kann man nicht kaufen. Wir sollten uns keine Illusionen machen – die Rechnung, die uns die Geschichte ausgestellt hat, und die wir aufgrund der Demoralisierung der Generation unserer Vorfahren begleichen müssen (dabei geht es um die Vorfahren, die auf die eine oder andere Weise an dem Verbrechen des Völkermordes beteiligt waren, und sei es nur, daß sie sich im Angesicht des Alptraums menschlichen Leidens, das zum Himmel schrie, höhnisch und zufrieden die Hände gerieben haben), werden wir gar nicht mit Geld bezahlen. Wir müssen uns zunächst in Trauer verneigen und das schreckliche Los unserer jüdischen Mitbürger beweinen.

Es geht mir darum, daß die Aufarbeitung des Erbes, das der Zweite Weltkrieg in den polnisch-jüdischen Beziehungen hinterlassen hat, von uns vor allem eine geistige Evolution einfordert, und nicht einen neuen Eintrag in die Grundbücher. Eine Rechentafel hilft hier nicht viel, wir werden wohl eher auf die Tafel mit den zehn Geboten zurückgreifen müssen. Um der Vergangenheit würdig zu begegnen, müssen wir die Ungeheuerlichkeit der damaligen Tragödie unserer jüdischen Mitbürger in uns aufnehmen. Nur der Mangel an Mitgefühl und Trauer um die Ermordeten führt zu den so unerträglichen und irritierenden jüdischen Rückübertragungsforderungen, in denen die Erben der Opfer eine Rückgabe des geraubten Eigentums verlangen – und das von dem „armen Polen“, über das Bugaj schreibt, das den New Yorker jüdischen Rechtsanwälten als Beute zum Fraß ausgeliefert wird. Unsere Eltern und Großeltern sind nicht ohne Schuld in dieser Hinsicht. Fragen wir uns doch einmal, ob sie uns vor allem Trauer und Mitgefühl mit dem tragischen Schicksal der Juden überliefert haben? Oder war es vielleicht ein anderes Wissen über Juden, und andere Gefühle ihnen gegenüber? Ich bin mir ganz sicher, daß diejenigen, die das Schicksal der jüdischen Mitbürger während der Besatzung endlich beweinen, sich ohne die geringsten Schwierigkeiten von dem „Kopfkissen von Frau Marx“ trennen können, ganz nach dem Beispiel der erwähnten Einwohnerin von Wittlich. Und wenn uns die Stimme des Herzens nicht zuflüstert, wie man sich in dieser Situation verhalten soll, dann wird uns eine kühle Analyse den Weg weisen. Wir stehen vor der Wahl: Entweder sprechen wir uns für die Erben der polnischen Bürger aus, die infolge von Raub oder manchmal auch Mord an den rechtmäßigen Eigentümern in den Besitz von Gütern kamen, oder doch eher für die Erben derer (im übrigen ebenfalls polnischer Bürger), die ausgeraubt und ermordet wurden. Die Wahl fällt nicht schwer.

Wie man über „uns“ auf der Welt reden wird, hat natürlich für Polen eine große Bedeutung. Und obwohl man weder die Zeit zurückdrehen noch den Verlauf der Ereignisse von vor sechzig Jahren ändern kann, so haben wir doch einen entscheidenden Einfluß darauf, welche Meinung sich die Menschen über Polen im Zusammenhang mit dem Jedwabner Verbrechen bilden. Sie werden die polnische Gesellschaft danach beurteilen, wie sie auf das neu erworbene Wissen über diesen Völkermord reagiert. Und auch wenn das paradox klingt: Jedwabne eröffnet uns die Chance, in der Frage der polnisch-jüdischen Beziehungen Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen – unter der Bedingung, daß wir das Wissen über diese Tragödie mit Demut und Verantwortungsgefühl aufnehmen. Zwischen dem Erscheinungsdatum der polnischen und der amerikanischen Ausgabe von „Nachbarn“ liegt fast ein Jahr (Mai 2000 bis April 2001). Das ist ein sehr wichtiges Jahr, weil es uns die Möglichkeit eröffnet, über Jedwabne gemeinsam nachzudenken, uns in der öffentlichen Diskussion mit dieser Frage auseinanderzusetzen und sie uns bis zu einem gewissen Grad zu eigen zu machen. Dieses Jahr, in dem wir nachdenken können, verdanken wir übrigens den Nachfahren und Überlebenden der Juden aus Jedwabne, die Verständnis dafür zeigten, daß Jedwabne heute vor allem ein Teil der tragischen polnischen Geschichte ist. Mein Argument, daß das Buch zuerst in Polen erscheinen sollte, hat sie überzeugt. Und ihren Schmerz und ihre Verzweiflung darüber, daß diese Frage über Jahrzehnte hinweg verschwiegen wurde, sollten wir uns doch leicht vorstellen können. Wir, die wir die Wahrheit über Katyń [1940 hatte der NKWD in der Gegend von Katyń mehrere tausend gefangene polnische Offiziere ermordet.] nicht laut aussprechen, das Interesse in der Welt dafür nicht wecken konnten. Und bedenken wir, daß die Anonymität

des Todes von Millionen ihrer Mitbrüder für viele der Juden einer der schmerzhaftesten Flüche des Holocaust ist. Hier aber geht es um Personen, die meinen Gesprächspartnern am nächsten standen. Aber weder der New Yorker Rechtsanwalt Ty Rogers, der die Internetseite der Landsmannschaft der Juden aus Jedwabne betreut, noch Rabbiner Baker (eigentlich ja Piekarz), der Herausgeber eines Erinnerungsbuches über Jedwabne, schickte mir Journalisten auf den Hals oder drängte darauf, daß ich „Nachbarn“ so schnell wie möglich in Englisch herausgeben sollte, obwohl sich beide seit Jahren darum bemühen, das Wissen über das grausame Schicksal ihrer Nächsten zu veröffentlichen.

Ob wir dieses Jahr gut genutzt haben – das will ich nicht beurteilen. Noch ist das Jahr nicht um, die Diskussion dauert an und wird fortgesetzt werden. Äußerst ermutigend war die unmittelbare Reaktion von Journalisten auf die Nachricht von dem Völkermord in Jedwabne. Ich denke dabei vor allem an die ausgezeichneten Reportagen von *Rzeczpospolita* und *Gazeta Pomorska*, sowie später die offene, ernsthafte und vielstimmige Debatte in *Gazeta Wyborcza*, *Rzeczpospolita* und *Wprost*. Als ich in den USA und in Israel auf öffentlichen Versammlungen davon berichtete, daß man in Polen dieser Frage nicht ausweicht, sondern sie im Gegenteil in den auflagenstärksten Zeitungen aufgreift, ohne es zu verschleiern, reagierten die Zuhörer zunächst mit Unglauben, später aber mit großer Achtung und Erleichterung. Und deswegen möchte ich die Hoffnung ausdrücken, daß wir in der Diskussion um Jedwabne bald auch die Stimmen der kirchlichen Autoritäten hören. In dieser Frage sind übrigens nicht nur die Worte der Kirche wichtig, sondern auch die Taten, seien sie auch klein oder symbolisch. Kann man denn nicht z.B. an einem Sonntag in der Diözese von Łomża die Kollekte mit dem Ziel einsammeln, den jüdischen Friedhof in Jedwabne aufzuräumen und ein neues Denkmal für die Ermordeten aufzustellen? Die Aussagekraft einer solchen Geste wäre gewaltig, für die Welt und für die polnische Gesellschaft. Und es sollten sich auch Seelsorger der heutigen, hilflosen Bevölkerung von Jedwabne annehmen und ihnen Hilfe und Fürsorge zusichern. Denn leider sieht es nicht so aus, als ob der örtliche Priester in dieser Frage hilfreich wäre, so jedenfalls der Eindruck aus der Reportage in *Wprost* vom 23.1.2001.

Schaut man aus der Perspektive des neuen Jahrtausends auf das vergangene Jahrhundert, wundert es uns überhaupt nicht, daß sich Nachbarn gegenseitig ermordeten. Wir wissen genau, daß niemand ein Monopol auf Grausamkeit besitzt. Die Liste von Gemeinschaften, denen bei irgendeiner Gelegenheit ihre moralischen Bremsen versagten, ist sehr lang. Wir werden nicht nach den Taten beurteilt werden, die (manche) unserer Vorfahren in dem Moment des Rausches begangen haben, sondern nur danach, ob wir ihren mörderischen Wahnsinn erkennen, ob wir ihn beim Namen nennen und für eine geistige Umwandlung nutzbar machen können. Der Völkermord in Jedwabne ist für uns nicht einfach ein Ereignis, eine unerwartete Last, sondern eine Herausforderung für die Gegenwart. In dieser Hinsicht können wir sehr viel tun. Und von uns hängt es ab, ob wir diese Last auf uns nehmen und bei dieser Gelegenheit Vertrauen zu uns selbst sowie Glaubwürdigkeit „in den Augen des Westens“ zurückgewinnen, oder ob wir in zuckender Sorge versinken, zutiefst davon überzeugt, daß ohnehin alle gegen uns sind.

*Jan Tomasz Gross, geb. 1947, Autor des Buchs „Nachbarn“, Professor für Politische Wissenschaften an der New Yorker Universität. Emigrierte nach dem März 1968 aus Polen. Lebt in den USA*

*Aus dem Polnischen von Katrin Steffen*